

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937**

31.1.1937 (No. 5)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 5



31. Januar 1937

## Wilh. G. Desterling / Die Lenzkircher Handelsgesellschaften Wahrheit und Dichtung

(Anmerkungen zu Peter Stählen's Romanen)

Eine der bedeutendsten wirtschaftlichen Unternehmungen, die je von unserm Lande ausgingen, hat ihren Ursprung und ihr Wirkungszentrum in dem Schwarzwaldstädtchen Lenzkirch, das auch heute noch, trotz Eisenbahn und Autostraßen, etwas seitab vom Verkehr liegt. Jedem Fremden, der es betritt, macht es infolge seiner bürgerlichen Behäbigkeit einen wohlthuenden Eindruck. Diesen Eindruck verdankt es keineswegs einer häuerlichen Kultur, sondern vielmehr einem eingesehnen Mittelstand, dessen Besitz es entsprach, geräumige, einladende und doch bürgerlich schlichte Wohnhäuser zu bauen. Nirgends Ueberladenheit, nirgends unnötiger Prunk zur Straße hin, aber im Innern schöne Stiegen, lichte Räume, guter Hausrat und Delbilder an den Wänden. Da hängen die Vorfahren, Männer und Frauen, ausdrucksvolle Köpfe, manche in der Bauertracht, andere im würdigen tugenden Rock mit hohem, weißem Kragen und selbstgebundenem Schlips. Man vertieft sich gern in diese Gesichter und liest ihre Charaktere heraus, die fast immer etwas Herrenmäßiges, Unternehmendes, sicher Zupackendes verraten. Das sind Männer, die sich nicht mit engem Wirken begnügen, und das sind Frauen, die ihren Platz ausfüllen in ihrem treu, sicher und stolz verwalteten Gebiet des Hauses und der Sippe. Max Wingenroth hat in seinem Heimatblatt über die „Schwarzwälder Maler“ viele von diesen Bildnissen aus der Verborgenheit ihrer häuslichen Stille ans Licht gezogen, und die Karlsruher Ausstellung „Das Familienbild“ (im Mai 1935) hat eine Anzahl davon weiterhin bekannt gemacht. Zum Teil stammen sie von unbekanntem, aber zweifellos bodenständigen Künstlern. Wir dürfen nicht vergessen, daß aus dem Umkreis dieser Landschaft der große Bildniemaler Franz Xaver Winterhalter stammt (er ist 1805 in Mienzenchwand geboren), der durch seine Großmutter mit Hans Thoma aus Bernau verwandt ist.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ließ sich für mehrere Jahre der aus Mannheim stammende Maler Daniel Gsell in Lenzkirch nieder wo er für seine Kunst einen guten Boden fand. Er hatte in Heidelberg und Freiburg sich als Zeichner von Studentenbildnissen bekannt gemacht, vor allem durch Gruppen von einzelnen Verbindungen, teils zechend oder fechtend oder studierend. In Lenzkirch wuchs er in die eigentümliche Welt dieses Städtchens hinein und wußte mit merkwürdiger Sicherheit ihren Charakter zu treffen. Wingenroth schreibt: „Welch großartige Modelle hat der Künstler doch da oben gefunden, lauter Leute von stark ausgeprägter Individualität.“

Ernst Württenberger hat den Maler Gsell später als Konservator der Bessenberg-Galerie in Konstanz kennengelernt und schildert ihn in einem ergötzlichen Kapitel seiner „Erinnerungen“. Von seinen Leistungen sagt er: „Des weiteren hatte Gsell auch im Schwarzwald viel porträtiert. Es sind Bildnisse, die ein großes Können verraten. Sie waren groß

in der Form gesehen und sowohl von zwingender Ähnlichkeit als auch von feiner malerischer Haltung; sie ließen die Tradition der guten Wiedermeierbildnis Kunst erkennen.“

Von diesem Gsell trifft man in Lenzkirch eine Lithographie der dortigen Museums-Gesellschaft, etwa vom Jahr 1860, eine seiner üblichen großen Gruppendarstellungen, von denen jeder der 68 Köpfe sprechend ähnlich getroffen ist. Da begegnen uns nun auch all die Namen, die Lenzkirch groß gemacht haben: die Faller, Kirner, Ketterer, Kessler, Tritschler, Brugger, Spiegelhalter, Fürderer, Vogt, Billinger, Siebler und so weiter, Namen, die in der Handelswelt bis weit nach Frankreich, England, Italien, Amerika hinein sich einen guten Klang erworben haben.

Es ist vorgekommen, daß ein junger Mann aus der Lenzkircher Gegend, aus Falkau, in Dublin tätig war und bei einem Landsmann und Geschäftsfreund in Liverpool dessen Schwester kennenlernte und sich mit ihr verlobte, die zu Besuch aus ihrem Heimatdörflein Berg, eine halbe Stunde oberhalb Lenzkirch, dorthin gereist war. Dabeim hatten sie sich nie gesehen; aber in der Fremde fanden sie sich schnell.

\*

Auf welcher Grundlage entwickelte sich dieses allmählich weitgespannte Geschäftsleben?

Es kam aus ganz kleinen Anfängen, in denen aber ein ungemein zäher und gehärteter Lebenstrieb steckte, der die Menschen kühn und kühn, willensstark, unternehmend, weitsehend und bedacht machte und, was von entscheidender Wichtigkeit ist, sie zu gemeinsamem Handeln zusammenschloß. Wo der einzelne oftmals gescheitert wäre, hielt und stützte ihn die Gemeinschaft. Nicht umsonst redete man von den Lenzkircher Handelsgesellschaften.

Dies ist nun das Besondere und Bewundernswerte, wie diese Gesellschaften und vorab die Große Kompagnie aus dem kargen Boden eines abseitigen Schwarzwaldtales gediehen sind; ja, in dieser Kargheit liegt geradezu das Geheimnis des Wachstums, das den Umständen abgetroht werden mußte und so im Kampf jene Männer formte, die das Ziel erreichten und immer weiter stellten und wieder erreichten. Es ist ein Beweis dafür, was durch Vererbung, durch Tradition, durch Zusammenhalt der Sippen auf Gedeih und Verderb erreicht werden kann.

Im tiefen Schwarzwald gab es nur wenig Möglichkeiten, neben der Viehhaltung, Feldbestellung und dem Holzfällen einen breiteren Lebensspielraum zu gewinnen. Eine dieser Möglichkeiten war die Glasbläserei. Der eigene Boden oder auswärtige Zufuhr lieferte den Quarzsand, die Tannenbäume den Brennstoff und die nötige Pflanzenasche. Wir finden schon im 14. Jahrhundert Glashütten, wie aus manchen Ortsnamen und Urkunden zu erfahren ist. So errichtete die fürsten-



bergische Regierung im Feldberggebiet unweit Saig um 1630 eine Glashütte, die bald an Ausdehnung gewann.

Zu den Glasmeistern gehörten als notwendige Ergänzung angestellte Knechte, die Glasträger, welche die Erzeugnisse der Hütten in Rüdckenkörben zu den Absatzstellen brachten. Dazu zählten nicht nur die Höfe, Weiler, Klöster und Städte in der Nähe, sondern die Glasträger besuchten auch entferntere Orte, bis nach Frankfurt, Stuttgart, Zürich und Straßburg. Es bildete sich allmählich die Regel heraus, daß die einen stets nach Osten, die anderen nach Westen zogen, und wieder andere nach Norden oder Süden, so daß sich eine genaue Kenntnis der einzelnen Handelswege und ihrer Absatzmöglichkeiten herausbildete. Auf diese Art schieden sich die Glasträger von den Pfälzer Trägern, und diese wieder von den Württemberger und den Schweizer Trägern.

Von Mitte des 18. Jahrhunderts ab benützte man statt der Krähen, der Rüdckenkörbe, auch Wagen, was bei der Beschaffenheit der damaligen Straßen und der Unsicherheit der Verhältnisse mit vermehrter Gefahr, aber auch mit vermehrtem Gewinn verbunden war. Man muß z. B. an die Hölleentalstraße nach Freiburg denken, die den Rücken des nebenan fließenden Bergbaches oftmals preisgegeben war und erst 1770 für die Reise der Marie Antoinette nach Paris hergerichtet wurde.

Zu den Glaswaren kamen nach und nach auch andere Schwarzwälder Erzeugnisse: Metalllöffel aus den Löffelschmieden, statt der bisherigen aus Holz, Strohhüte, schließlich Eisenwaren und Uhren. Hand in Hand mit der Ausdehnung der Waren ging eine Verbreiterung der Absatzgebiete und der feste, gesellschaftsmäßige Zusammenschluß der Träger. Diese handelten nicht als einzelne, sondern als eine Gesamtheit. Gewinn und Verlust ging alle an. Aber im selben Maß, wie die Träger sich zusammenschlossen und füreinander einstanden, lösten sie sich von den Erzeugern, den Hütten. Sie wurden reine Handelskompanien, gründeten auswärtige Niederlassungen, und erst später, da sie als solche etwas vor sich gebracht hatten, warfen sie sich wieder auf die Herstellung und schufen erneut eigene Industrien.

Die Satzungen der Trägergesellschaften waren äußerst streng, nicht nur in bezug auf die Handelsbefähigung, sondern ebenso sehr auf die charakterliche Zuverlässigkeit. In den jährlichen Versammlungen, die alle Mitglieder in der Heimat vereinigte, wurde nicht nur über den Geschäftsgang, sondern auch über die Führung der Zugehörigen Spruch gefällt. Eine Grundbedingung setzte fest, daß die Männer ihre Geschäfte draußen abzuwickeln hatten, aber nie ihre Frauen mitnehmen durften. Das war eine notwendige Forderung, als die Zeiten noch unsicher waren und die Frauen daheim Haus und Hof verwalten mußten, derweil die Träger die Straßen hinwanderten. Aber die Bestimmungen wurden keineswegs geändert, als eigene Lagerhäuser in einer Reihe von Städten (Offenburg, Lahr, Mannheim, Speyer; Straßburg, Basel, Hagenau; Stuttgart, Tübingen; Zürich, Bern, Solothurn, Florenz usw.) bestanden, die sich zu offenen Ladengeschäften entwickelten (in Karlsruhe: Billinger & Kirner). Auch da noch widmeten sich die Männer ausschließlich dem Geschäft und kamen nur auf kurze Wochen zu ihren Familien in die Heimat. Die Söhne und Enkel wurden im selben puritanisch-strengen Geist erzogen und wußten es gar nicht anders. „Spielen, Tanzen, Saufen und Komedibesuch“ waren verpönt, auch das Rauchen im Geschäft streng verboten.

Diese weitgetriebene Ehrbarkeit war der Boden für eine unbedingt moralische Haltung aller Mitglieder, sie war aber auch die Grundlage für den geschäftlichen Erfolg aller Unternehmungen. Es muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß aus dem engen Schwarzwaldwinkel bei Lenzkirch-Saig-Kappel-Altglashütten sich diese großen, gewichtigen Unternehmungen mit einer beispiellosen Sicherheit ausdehnten, deren Geheimnis im Wesen ihrer Mitglieder beruht: Schwarzwälder, die ein Stück Welt sahen und unter Entbehrungen eroberten und zähe Schwarzwälder blieben.

Denn weil sie ihre Familien nicht mit in die Fremde holten, kamen sie nicht bloß zur Rechnungsablage wieder heim, sondern zu Frau und Kind, zu Haus und Hof in die Heimat. Das machte Lenzkirch groß und schön. So einschneidend diese Bestimmung war — sie kam monatelangem Jölibat gleich — so förderlich war sie für den Charakter des einzelnen, die Stärkung der Gesamtheit und die Erhaltung der Zusammengehörigkeit. Walter Fritscheller schreibt darüber in seiner aktenmäßigen Studie „Die Lenzkircher Handelsgesellschaften“ 1922, der wir folgen: „Durch diese Bestimmung wurden die Familien der Heimat erhalten, und hier verbrachten die Männer ihren Lebensabend.“

Er fährt fort: „Im Laufe der Zeit konnte sich diese Bestimmung jedoch nicht mehr behaupten. Durch die von 1850 bis 1870 dauernd guten Geschäftsjahre hatte sich in der Lebenshaltung der einzelnen Teilhaberfamilien eine Aenderung und Verbesserung bemerkbar gemacht. Die Notwendigkeit einer

besseren Erziehung der Kinder in höheren Schulen, die fortgeschrittenen Verkehrsverhältnisse und andere Errungenschaften wirkten auf Aenderungen in den alten Bestimmungen der Glasträger. Am meisten drangen die Frauen darauf, zu ihren Männern in die Stadt zu ziehen. Bei der Elsäßer Kompanie wurde diese Bestimmung 1874 aufgehoben.“

Lenzkirch verlor dadurch seine beherrschende Stellung als Mittelpunkt, und dies noch mehr, als die einzelnen Niederlassungen sich selbständig machten und ihr Geschäft auf eigene Rechnung betrieben. Damit war der Schlüsselpunkt hinter ein bedeutendes Kapitel Schwarzwälder Unternehmertums gesetzt, in dem nicht nur das Kaufmännische, sondern erst recht das Menschliche, die Führerqualität, den Ausschlag gegeben hatte. Die Nachkommen jener durch mehr als zwei Jahrhunderte zusammengehaltenen Sippen führen nun selbständig da und dort die Geschäfte weiter; altererbter und geschärfter Handelsgeist lebt in ihnen, aber alles strebt auseinander, und Lenzkirch als Zentrum und als Inbegriff einer eigenartigen Einrichtung hat sich mit einer bescheideneren Rolle zu begnügen. Der Schimmer einer glorreichen Vergangenheit hängt noch über seinen behaglichen Straßen, Häusern und Gärten und blüht in einer neu erspriessenden Kultur, als deren Frucht die Lenzkircher Heimatpiele zu werten sind, an denen das ganze Städtlein beteiligt ist.

\*

Die Fülle von Energie, die sich Generation für Generation in diesen Unternehmungen von kleinem Anfang zur großen, weitverzweigten Gesellschaft ergossen hatte — Fritscheller macht allein für die Pfälzer Kompanie 120 Mitglieder namhaft, für die Elsäßer 136, für die Württemberger 81, für die Zürcher 41, lauter eingeseffene Schwarzwälder Mannen — diese Fülle von Leistung und Charakteren mußte einmal einen Dichter auf die Schanze rufen, der die Vergangenheit beschwor und die Gegenwart durchleuchtete. Er ist gekommen, er steht ohne lange Vorbereitung fix und fertig da und heißt Peter Stühlen. Seine Mutter, eine geborene Kessler, stammt aus Lenzkirch; er selbst ist in Hagenau, einem Platz der Elsäßer Kompanie, geboren und gegenwärtig 36 Jahre alt. Seine Eltern leben in Heberlingen, er selbst ist in Potsdam tätig. Soviel von ihm. Etwas mehr von seinem Werk.

Man hat seinen Namen vorher nicht gelesen. Ohne Vorbereitungen, ohne literarisches Geplänkel springt Peter Stühlen mit zwei gewichtigen Romanen in unsere Gegenwart, zwei Romanen, die in sich zusammenhängen und noch einen dritten als Abschluß erhalten werden. Also eine Trilogie, ein Werk auf lange Sicht, von wohlbedachtem Grundriß mit langem Atem zum Leben gewedt.

Der erste Band heißt: Aus den schwarzen Wäldern; der zweite: Eltern und Kinder. (Verlag Wolfgang Krüger, Berlin.) Eltern und Kinder, d. h. Geschlechterfolge, Sippen, könnte über dem Ganzen stehen; die Elsäßer war ursprünglich als Titel für den ersten Band geplant. Hiermit ist das Thema angeschlagen. Es ist in einer großartigen Folge durchgeführt. Die Charaktere sind wie der Kopf auf dem Titelblatt: hohe Stirn, kräftiges Kinn, ruhige, straffe Züge, wie der Nikolaus Faller sie auf seinem Bildnis zeigt und wie man sie von großen amerikanischen Industriebauern kennt. Es ist dasselbe Holz, aus dem sie geschnitten sind. Hartes Holz. Sie beharren in der Unruhe der Welt. Die Unruhe bewegt alles. Der Mensch stellt ihr sein Werk entgegen.

Acht Generationen bauen an diesem Werk. Acht Generationen, Männer, Frauen, Söhne und wiederum Männer, Frauen und Kinder . . . vom Jahr 1632 bis zum Jahr 1866 ziehen von Saig und Lenzkirch hinaus zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, mit der Eisenbahn, führen ihr Geschäft, erleben Abenteuer mit der Natur, den Menschen, den Zeitläufen, kehren heim, ziehen wieder hinaus, erweitern ihren Betrieb, ihren Gesichtskreis, wurzeln tiefer in ihr Gewese und ihr Wesen ein, stoßen mit den Schädeln aneinander, Väter und Söhne entzweien sich, vertragen sich, die Liebe feiert Feste, der Tod hält Ernte, Leidenschaften flammen auf, verbrennen den einen, läutern den andern das Leben geht seinen Gang, die Unruhe treibt es um, bis schließlich der eine und andere im Wohlleben versichert und sich wird und seiner Aufgabe gegenüber verfaßt.

Das große Grundmotiv bestimmt den Ablauf des weitgesteckten Geschehens. Die Zeitumstände geben ihm Hintergrund, Farbe und Einzelrichtung. Ein klarer Blick, eine feste Hand hält alles meisterlich zusammen. Die Menschen, im Wesen verwandt, sind im Charakter stark verwandelt. Ein scharfsichtiger Gestalter formt ihre Einzelzüge, ihr Einzelgeschick. Um Menschen ist es ihm zu tun, um Taten, um Schicksale. Nicht um Stimmungen oder Landschaftsromantik. Episch fühlt ist die Gesamthaltung, wissend, unerbittlich, straff und konsequent. Vererbtes Blut diktiert sein Gescheh, mag darüber Glück und Glas zerbrechen. Auch Schidungen vererben sich. Auf anderer Ebene erfährt der Nachfahre Ähnliches wie der Ahne. Kampf ist in der Welt, Krieg, den die Großen



brauchen; der kleine Bürger muß ihn erleiden wie Krankheit, Pest und Naturgewalt.

Im Dreißigjährigen Krieg hebt die Geschichte an, mit Liebe, Not und Tod, aber die Liebe siegt. Auch die nächste Generation spürt noch die Geißel derselben Kriegsfurie. Der junge Johann wird in seine Wirbel gerissen, wie ein Alterskamerad des Simplizissimus, und wieder heimgerettet dank der Fürsorge einer Landstörzerin Courasche, die dem Schwarzwälder zum Andenken eine böhmische Uhr mitgibt. Dabeim zerlegt er sie und bastelt in Winterwochen eine zweite. Etwas Sagenhaftes umgibt diesen Johann, der ein Glasträger wird und in seinem Wirken den Uebergang zu den Händlern herbeiführt. Auf seine alten Tage erlebt er den Einmarsch der Franzosen in Lenzkirch (1712) und zündet in rasendem Groll sein Haus an, um die fremde Einquartierung zu verbrennen. So sind diese Männer: Es geht auf Viegen oder Brechen. Johann geht selber im Feuer zugrunde.

Aber sein Enkel lebt, Anton Roederer, ein zartes, fluges Kind, das sein Geschick meistern lernt. Er besucht in St. Blasien die Klosterschule, entrinnt der Pest, entrinnt kraft seines Willens anderen Gefahren, entrinnt einem gewaltigen Unwetter im Hölental, hat eine geistvolle Begegnung mit dem Fürstbischof Martin Gerbert von St. Blasien, führt den Handel mit Uhren und Strohthütten ein, schließt die zerstreuten Gesellschaften zur großen Kompanie zusammen und stirbt als der ewige Unternehmer und Planemacher auf einer Erinnerungsfahrt im Hölental, wo jetzt die neue Straße zieht, am Vorabend der französischen Revolution.

Sein Enkel Josef erlebt diese in Strassburg, er erlebt den Rückzug Moreaus durch den Schwarzwald und die Tat seines Freundes Kolumban, der Lenzkirch rettet; er erlebt den Brand des Lenzkircher Gotteshauses und stellt in all diesem großen Geschehen seinen Mann, auch in neuen Unternehmungen gegen seine Söhne, und nimmt ein geradezu mythisches Ende.

Neben den Männern werken die Frauen rechtschaffen und thätig, generationenlang. Aber nun kommt eine, Apollonia Grantner, eine kühngesehene, großartige, stolze Weibsgestalt, die Josef Roederers Schwiegertochter wird. Sie heiratet aus Vernunft einen der feindlichen Brüder, nämlich den geschäftstüchtigen Anton, und kämpft gegen ihre wahre Neigung zu dessen Bruder Richard, einen leidenschaftlich politischen Kopf, der im Jahr 1849 eine Rolle spielt. Der erste Band drängt

zu mächtigen Höhepunkten, bis der elegante Josef Roederer, der erste Sohn Apollonias, in den Vordergrund der Ereignisse tritt.

Ihm, seiner Frau und seinen Kindern gilt der ganze zweite Band, der also nur drei Generationen umfaßt gegenüber den acht des ersten Teiles.

Josef Roederer ist der erste, der die alte Satzung bricht und seine Familie mit an den Handelsplatz nach Gaanau nimmt. Zwar glückt ihm alles Geschäftliche, er wird ein Großkaufmann voll Lebensstil, aber an den Kindern erfährt er fast nur Enttäuschung. Ihnen fehlt der alte Antrieb, sie verweichlichen, geben spielerischen Neigungen und Talenten nach, ohne es zu etwas Rechtem zu bringen. Ein beispielhaftes Kulturgemälde aus den Gründerjahren nach 1870 bis zum Weltkrieg ist hier in gefärbten Farben und mit einem dichtgedrängten Reichtum an Einzelheiten lebensvoll gestaltet, aus denen man das unterirdische Grollen der Zeit vernimmt. Der Zusammenhang mit der Heimat Lenzkirch wird noch gewahrt, aber er lockert sich. Das ist gleichnißhaft für das Auseinanderflattern der alten Bindungen, für den Abstieg, der sich naturgemäß vollzieht.

In großartiger, nur dem dichterischen Plan verantwortlicher Freiheit schaltet Stühlen mit den geschichtlichen Personen und Ereignissen und bleibt gerade dadurch der inneren Wahrheit treu. Ihm lag nichts daran, einen Lokalroman zu schreiben; zwar schöpft er Antrieb, Idee und Charaktere aus der Heimat, aber er stellt sie in den großen deutschen Raum. So leiht der Kolumban Kaiser der Ueberlieferung dem Kolumban Siegler Vornamen und geschichtliche Tat. Der Maler Daniel Gsell verwandelt sich in einen Michel Gsell, der das schöne Bild der Apollonia malt, aber abseitigere Wege geht als sein Vorbild. Andererseits durchdringen sich Charaktere und Ereignisse so vollkommen mit dem geschichtlichen Ablauf, daß Kulturbild und Menschenfischal sich unlösbar verklammern.

Wir Badener begrüßen mit doppelter Herzlichkeit einen so vollgewichtigen Beitrag zum badischen Roman, zu jenem Typus, der, zum Unterschied von der bloßen Heimat- oder Landschaftserzählung, uns in großem Ablauf als Stypengeschichte deutsches Schicksal vor Augen stellt, zwar heimatgebunden, aber doch mit weitem Horizont und großem, geistigem Raum.

## Otto Michaeli / Zwei unveröffentlichte Uhdebriefe

In die beiden Jahre vor Begründung der Münchener Sezession fallen die zwei nachfolgenden, hier zum erstenmal veröffentlichten Briefe Uhdes an Trübner, die von der Herzlichkeit der Beziehungen der beiden großen Meister erzählen. Denn groß sind sie geblieben und werden sie bleiben, die zwei so Gleichgearteten, einig in ihrem Haß gegen alles Konventionelle, Triviale, Sentimentale, in ihrer Liebe zur Wahrheit und Natürlichkeit, in ihrer Abwehr vom rein literarischen zum rein Malerischen, in ihrer Neigung und Befähigung, das nach Latenbegriffen Häßliche durch die absolute Kunst der Farbe in Schönheit umzuwandeln, in ihrer Deutschtum und Gegenwartsnähe. Die goldenen Worte, die Richard Muther in seiner geistvollen „Geschichte der Malerei“ den beiden widmete, haben heute noch Bestand.

Die Briefe lauten:

I.

München, den 21. 4. 91.

Berehrter Herr Trübner!

Vielen Dank für Ihre werthe Zuschrift. Es ist sehr erfreulich, daß Sie auf keine Schwierigkeiten stießen und im Gegentheil größtes Entgegenkommen finden, auch daß Hoffnung vorhanden ist, Alles unterzubringen, wodurch eine Menge Feindschaften vermieden werden.

Es würde mir von großem Werthe sein, wenn Sie mir baldigst etwas darüber mittheilen wollten, ob von den persönlich Eingeladenen gute Sachen eingeliefert worden sind, und ob Aussicht besteht, daß die beiden Münchner Säle einen anständigen Eindruck machen werden. Ich würde gern in der Juryführung etwas davon berichten. Hoffentlich lassen Sie sich von den dortigen Machthabern nicht dazu bewegen, in die beiden Säle gar zu viel hineinzuhängen, damit etwa für den Annex nicht mehr allzuviel verbleibt.

Wenn Strebe bereits im Anfange Februar gewußt haben sollte, daß nur zwei Säle für München vorhanden, hätte man andere Direktiven für die Jury geben müssen.

Mein Kommen scheint nun eigentlich einigermaßen übersichtlich, ich wäre sonst bereit gewesen, Ihnen einige Schwierigkeiten abzunehmen, die also nicht vorhanden sind. Das Einzige nur etwa noch, um Ihnen nicht allein die Verantwortung aufzuhalsen etwaigen Feindseligkeiten gegenüber, die entstehen könnten. Von manchen Seiten her wird es gewünscht, daß ich

nach Berlin fahren soll, womöglich zur Eröffnung noch dort sein soll.

Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß ich mich noch dazu entschließe, doch erst in den letzten Tagen des Monats, denn ich will Sie auch nicht in Ihrer Arbeit stören. Schreiben Sie mir doch auch, was Sie und Stuck darüber denken.

Ich hoffe, daß Sie sich gut befinden und neben der Arbeit auch noch Zeit zu angenehmeren Dingen über behalten. Haben Sie schon einen Einblick in die Ausstellungsarbeiten gewinnen können und ob die ganze Sache dort sehr vielversprechend ist? Bitte sprechen Sie sich etwas gründlicher darüber aus, damit ich den Leuten hier was erzählen kann.

Ab und zu leiste ich im Püttchen dem vereinsamten Knoll Gesellschaft.

Viele herzliche Grüße an Stuck. Vor meiner Abreise würde ich noch Nachricht geben und Sie bitten, mir ebenfalls im Continental ein Zimmer zu bestellen.

Mit freundlichem Gruße

Ihr ergebener

F. v. Uhde.

II.

Lieber Herr Trübner!

Habermann hält die Abfassung des Schriftstückes für Dr. Hirth nicht für die richtige und unterzeichnet deshalb nicht, im Princip ist er einverstanden. Hätte die Sache Zeit, ließe sich wohl noch darüber reden.

Ich für meine Person bin für jenes Blatt nicht mehr sehr begeistert, seit dem heutigen Bericht über die Kammerverhandlung aber vollends nicht mehr. Was braucht man so albern die Flegelreden der Abgeordneten gegen die vorjährige Jury und speziell gegen mich abzurufen. Der Dr. Hirth ist für seine Freunde am gefährlichsten und man braucht sich eigentlich nicht für denselben ins Zeug zu legen. Heute würde ich meine Unterschrift auch verweigern.

Vielleicht überlegen Sie sich die Sache noch einmal, hat ja wohl auch noch ein par Tage Zeit.

Mit bestem Gruße

Ihr ergebener

F. v. Uhde.



## Max Rieple / Die Quelle

Das klare Auge der Quelle war eingebettet zwischen den buschigen Wipfern von Schilf, Brennesseln und hohem Gras. Unverwandt schaute es empor in den Himmel, nach den Wasservögeln, den ziehenden Wolken und den Sternen. Am Tag stand die glitzernde Sonne im Quellaugenauge. Des Nachts tauchte der Mond sein goldenes Horn hinein, das er dann lichtträufelnd in die Aeste der Silberweiden hing.

Etwas Seltsames, so eine Quelle. Da ist ein weites Nies, das sich trüg hindehnt, da geht mitten hindurch ein Bahndamm, schnurgerade wie ein Lineal. Und ganz unvermittelt ist nahe dabei, hinter den Bäumen und den dichten Hecken die Quelle. —

Sie war gar nicht klein. Auf dem See, den sie bildete, hätte man recht gut mit einem Kahn herumfahren können. Aber es gab dort keinen Kahn; ja, man konnte kaum ganz an das Ufer herankommen, so dicht stand der Zaun aus Brennesseln und Gestrüpp. Und wir Buben hätten doch so gern gewußt, wie tief die geheimnisvolle Quelle war. Wir hätten gern aus nächster Nähe hinuntergestarrt bis auf den Grund, der so viel Lockendes barg. Ob es wohl stimmte, daß dort drüben das Wasser in endlose Tiefe reichte? Hier, wo wir standen, flogen die Ufer noch ganz flach in das klare Wasser. Hier stand noch strähniges Fischgras mit weißen Blümchen; und der Boden, von Algen und Moos bedeckt, schien aus grünem Samt. Aber drüben, dort unter der großen Weide, da ging's hinunter in ein tiefes, schattendes Blau. Es konnte schon wahr sein, was die alten Männer erzählten, daß dort vor vielen Jahren ein junges Mädchen ins Wasser gegangen war.

Doch wenn man heute die Quelle sah, wie sie unschuldig dreinschaute und tat, als ob sie von nichts wüßte, da schien die Geschichte unwahrscheinlich. Wasserpinnen zogen blaue Linien über den Quellspiegel. Grüne Frösche glockten aus den Algenkissen. Eine Bachstelze stand wippend und nippend auf einem Blatt im Wasser. Manchmal der Schrei eines Wasservogels. Schwirrend fiel eine Wildente ein. Und aus der Quelle heraus sang und klang ein starker Bach, der zuerst über eine niedere Steckselle sprang, dann unter den Bahndamm sich duckte und drüben in vielen Windungen sich hinaus ins flache Nies schlängelte.

In der brütenden Mittagshize lagen wir Buben am Ufer. Manchmal fiel es uns ein, runde Kiesel über das Wasser hüpfen zu lassen oder uns eine Pfeife aus dem Weidenholz zu klopfen. Die Schnaken und Bremsen zerstachen uns die nackten Waden. Libellen, blaugeflügelt, schossen vorbei. Es roch nach Wasser und Sand. Und über uns stand die warme gütige Sonne und lachte.

Aber da gab es auch Tage, an denen die Quelle anders war. Ein kleinerer Himmel lag in ihrem Spiegel. Heimtückisch drohte das Wasser und grinste durch den struppigen Schilfbart. Die alte Weide tastete auf einmal ängstlich mit dem knorrigen Fuß vor, ob der schwankte Boden immer noch trüge. Ein müdes Glucksen. Sonst Stille. Nicht einmal der Schrei der Wasservögel. Da erwachten in uns die Märchen von der Moorfrau und den Kindern, die sie hinunterzog. Da stand aber auf einmal auch jener schreckliche Kindertraum auf: Die Quelle tritt über die Ufer. Aus Acker und Feldern rieseln überall Quellen, bilden Bäche und schließen sich zu immer dichterem Nies. Es gibt kein Entrinnen mehr. Und immer näher kommt der Sumpf. Mit magischer Gewalt zieht er einen hinein in das dunkle Wasser. Langsam kriecht es hoch. An die Knöchel, an die Knie. Schwarze Schlangen verschlingen sich träge und wickeln sich um Füße und Hände. Ein Schrei, da war der Traum fort.

Wir kosteten den Schauer des Tages. Und obwohl uns manchmal eine Gänsehaut über den Rücken lief, blieben wir doch, bis allmählich der fahle Glanz auf dem Wasser löschte. Größer und größer wuchs die Quelle ins Dunkel. Im hohen Gras ein Rascheln und Knacken: Da sprang die Angst uns an wie ein böser Hund. Und auf einmal jagten wir davon in wilden Sprüngen über die breiten Gräben und am Kanal hinunter, an dem die riesigen Pappeln standen. Erst dort wurden wir ruhiger. Die Bäume hatten etwas Vertrautes. Oft hatten wir aus ihren dicken Rindenstücken kleine Schiffschen geschnitten, die wir auf der Quelle treiben ließen.

Aber trotz dieser Schrecken liebten wir die Quelle. Sie gehörte uns. Niemand machte sie uns streitig. So nahe sie auch der Stadt lag, kaum daß jemand sich einmal hierher verirrt. Es blieb dabei: Wir hatten die Quelle entdeckt, wie in den sumpfigen Gräben die Feuer salamander und die plumpen schwarzen Wasserkäfer.

Wieviel Jahre war es doch jetzt her, seit wir damals das Getier in unsern Konservendbüchsen heimgetragen hatten. Viele

Winter waren gekommen und immer wieder ein neuer Frühling, der die gelben Primeln um den Rand der Quelle gelegt hatte und die fettglänzenden goldenen Butterblumen. Und Sommertage waren gekommen mit silbernen Flocken des Wollgrases und weißen Wolkentürmen. Herbstwinde auch, die welke Blätter auf dem Wasser zu regellosen Figuren zusammetriebten.

Da kamen einmal eines Tages ein paar Männer. Sie hatten einen anderen Schritt als damals wir Buben. Durch den Schilf und die Brennesseln bahnten sie sich kurzerhand den Weg. An der Stelle, wo die Quelle den Bach hinaus schickte, blieben sie stehen, und einer sagte nur: Das reicht ja reichlich! — Dann gingen sie. Aber nach einigen Tagen waren sie wieder da. Und mit ihnen kamen Arbeiter mit Sensen und Messlaten. Da hieben sie zuerst eine weitere Bresche in den Schilf. Zischend sanken die Kolben, die messerflachen Blätter und die Brennesseln. Dann steckten die Männer mit Batten die Ufer ab, vermaßen und prüften den Boden.

Als sie endlich wieder fort waren, lag die Quelle verstört und traurig da. Sie wußte: Jetzt würde es kommen.

Und es kam. Ein Lastwagen rollte heran, rasselnd und knatternd. Er blieb zwar beinahe im lehmigen Weg stecken. Aber man schob Bretter unter seine Räder, so daß er sich endlich bis zur Quelle hinschleppen konnte. Bretter wurden knalpend und patzend abgeladen. Unter klingenden Aexten fiel der Zaun der Hecke, stürzten die Silberweiden, eine nach der andern, krachend nieder. Eine hieb wie ein Faustschlag in das Auge der Quelle. Entsetzlich weit war es aufgerissen. Keine schützende Wimper umschattete es mehr. Und es mußte zusehen, wie Wagen auf Wagen anrollte, beladen mit riesigen Pumpen und Röhren. Jetzt fingen die Arbeiter an zu graben. Sie durchstachen den Uferzaun, so daß mit einemmal das Auge auslief in einen neu gegrabenen Kanal. Dann trieben sie Pfähle ins Wasser, deckten Planken darüber und wälzten die Ungeheuer der Pumpen darauf. Tag und Nacht leuchteten diese nun, bis langsam der Wasserspiegel sank und sank. Die Fische schossen wie ängstliche Blitze durch die Flut. Der dunkelgrüne Wald des Fischgrases sank schleimig und kraftlos in sich zusammen. Man riß es vollends aus und warf es ans Ufer. Faulend lag es in der Sonne, und mit ihm starben die unzähligen kleinen Käferchen, die in ihm gewohnt hatten. Der samtene Algentepich schrumpfte ein und wurde zu Schlamm.

Jetzt wehrte sich die Quelle. Beinahe hätte sie eine der Pumpen in ihre Tiefe gezogen. Und als der Ingenieur den nachgebenden Bretterrost prüfte, da faßte ihn plötzlich ein Schwindel, und er stürzte vom Gerüst hinunter. Nur mühsam konnte man ihn mit ein paar gebrochenen Rippen bergen.

Doch die Männer ließen nicht mehr locker. Da bot die Quelle ihre letzte Kraft auf. Doppelt stark schoß auf einmal ihr Herzblut aus ihr hervor. Die Pumpen sangen, aber sie konnten die Flut nicht mehr bewältigen. Langsam stieg der Wasserspiegel und drängte das Heer der Arbeiter zurück.

Doch nun schleppte man eine neue, noch mächtigere Pumpe heran. Gerade an der Stelle mußte sie angefaßt werden, wo die große Weide einsam noch stand. Nun fiel auch diese. Mit traurig hängenden Zweigen sank sie nieder. Sie wollte es nicht mehr erleben, wie man die Quelle erdroffelte.

Drei Pumpen leuchteten und saugten. Aus mächtigen Röhren schoß schäumend und dunkel wie Bier das Wasser in die Kanäle. Im Quellbecken standen nur noch kleine Tümpel mit Schlamm, durch den die Arbeiter mit hohen Stiefeln waten. Die Fische sprangen in Todesangst wie silberne Pfeile empor. Aber unbarmherzig wurden sie mit dem zernüßten Schmutzwasser hinausgesaugt durch die zischenden Röhren und ausgepfeert.

Wie ein erlegtes Tier wurde die Quelle ausgeweidet. Nackt, offen, blutend lag sie da, umgeben von Bergen zähen Schlammes, den man aus ihrem Innern geschafft hatte und der aussah wie kleine Lavaströme.

Da gab die Quelle den Kampf auf. Sie ließ es zu, daß man ihre Ufer mit Zangen aus Beton umkrallte. Sie ließ es geschehen, daß man Steinpfeiler in sie senkte und Mauern um sie aufrichtete, ein Dach über sie stülpte, ein nüchternes Maschinenhaus ihr zur Seite stellte und sie einzwang in eiserne Fesseln. Sie ließ sich von stampfender Pumpe in Röhren pressen, die sich immer weiter verzweigten bis hinein in die Straßen und Häuser der wachsenden Stadt, die durstig ihr Wasser trank.

Nur manchmal dachte sie voll Heimweh daran, daß ein Bube bei ihr spielte, dachte an den Himmel, der über ihr stand, an die Wolken, die Sonne und den Mond, der sein goldenes Horn in den alten Weiden einst aufgehängt hatte.